

Aus handschriftlichen Aufzeichnungen übertragen.

Walter Schmithals / Predigt im Kantatengottesdienst / Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche

- 26. Februar 1983 / Kantate 182 „Himmelskönig, sei willkommen“
- Schriftlesung: Philipper 2, 5 – 11 und Matthäus 21, 1 – 9
- Gemeindelied: Seele, mach dich heilig auf

Liebe Gemeinde!

Dem Evangelisten Matthäus stand, als er die Erzählung vom Einzug Jesu in Jerusalem aufzeichnete, vor Augen, wie die Könige jener Zeit in die Städte ihres Reiches einzogen und vom Volk empfangen und begrüßt wurden. Das Volk zog dem Herrscher entgegen, der mit Prunk und militärischer Begleitung sich hoch zu Ross den Toren näherte.

Ebenso und zugleich ganz anders zieht Jesus in Jerusalem ein: sanftmütig auf einem Esel reitend.

Und nicht waffenklirrend empfing ihn das Volk, sondern mit den Palmen des Friedens in den Händen und einem Gotteslob auf den Lippen.

So erzählt, stellt die Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem dem Hörer und Leser – auch uns – vor die Frage, wie wir miteinander leben und umgehen wollen: Im Vertrauen auf unsere Macht oder in der Bereitschaft zur Ohnmacht; bereit, das Böse mit Bösem oder mit Gutem zu überwinden; Gewalt – sei es drückend von oben oder revolutionär von unten – oder Sanftmut zu wagen.

Das ist eine Frage, die nicht immer leicht zu beantworten ist, die aber anders zu beantworten, als es in der Eingangsgeschichte geschieht, schon gewichtiger Gründe – Gründe der Liebe – bedarf.

Die Kantate 182 rückt indessen nicht dieses gleichsam öffentliche Kommen Jesu in den Blick des Hörers, sondern sie bezieht den Einzug in Jerusalem auf das Kommen Jesu in seine Gemeinde und, noch gezielter, in das Herz des Christen:

„Siehe, ich komme.

Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an.“

So sagt der Herr und der Glaubende antwortet:

„Himmelskönig, sei willkommen,
komm herein. Lass auch uns dein Zion sein“.

Und mehr: Zu diesem Empfang des Himmelskönigs gehört die erklärte Bereitschaft zur Nachfolge: „Jesu, lass durch Wohl und Weh mich auch mit dir ziehen“.

Die Zeit J. S. Bachs war noch nicht so vermessen, den Menschen ganz auf sich zu stellen und es als Freiheit und Mündigkeit auszugeben, wenn der Mensch keine Vorbilder und Leitsterne mehr hat. Sie wusste, wie wenig von dem, was der Mensch lebt, aus ihm selbst

stammt und wie sehr er geführt oder gestoßen wird, wie sehr er sich nach guter oder schlechter Lehre, nach fremder Erfahrung richtet.

In der Tat: Jeder ist vor allem Nachfolger und nur sehr wenig Vorläufer. Auch wo wir selbst Vorbilder sind, sind wir es meist, weil wir ein Vorbild hatten.

Wir sind zuerst Erben.

Und darum ist der Inbegriff des Lebens nicht die Emanzipation, der auf sich stehende Mensch, sondern der gute Leitstern und die rechte Nachfolge. Niemand braucht sich der schon gebahnten Wege zu schämen, wenn sie uns zum guten Ziel bringen. Wichtig ist nur, dass wir denen vertrauen können, in deren Fußstapfen wir treten, den Vätern und Müttern unseres Lebens.

Und wo immer Zweifel über den rechten Weg und die rechte Nachfolge aufkommt: Jesu „Folge mir nach“ ist nie ein Ruf in die Irre, sondern ein Ruf auf den Weg des Lebens.

„Jesu, lass durch Wohl und Wehe mich auch mit dir ziehen“ spricht die Erfahrung des Glaubens aus, der sich von Jahrhundert zu Jahrhundert bewährt hat und bewährt.

Es ist ein bestimmter Schritt in der Nachfolge, den die heutige Kantate in den Mittelpunkt rückt: Die Leidens-Nachfolge.

Es entspricht dem Evangelium vom Einzug Jesu in Jerusalem (→Kreuz), es entspricht der Passionszeit, die das Evangelium dem Sonntag Palmarum zugeordnet hat und es entspricht der Zeit und dem Empfinden J. S. Bachs, für die Leiden und Sterben zu einem besonders großen Problem wurde. Der Mensch des Mittelalters beugte sich unter das Leiden. Er wusste darum, dass der Mensch ein schuldiges Wesen war und er verstand das Leiden als Gericht Gottes über dies menschliche Wesen. Und da er eingebettet war in die Solidarität der Leidenden und Schuldigen, rechnete er sein eigenes Leiden und seine persönliche Schuld nicht gegeneinander auf, sondern trug mit am Leid und an der Schuld aller, so wie Christus sein Leid und seine Schuld mittrug.

Für den Menschen der Neuzeit hat sich diese Gemeinschaft des Leidens und des Gerichts aufgelöst. Er fragt nach seinem Leiden und danach, ob ihm Gerechtigkeit widerfährt. Ja, er fragt nach dem Recht des Leidens überhaupt. Er stellt sich nicht mehr dem Gericht Gottes, stellt dagegen gerne Gott vor sein Gericht: Warum hat Gott diese Welt des Leidens geschaffen?

Diese Frage kann einem auch heute unter die Haut gehen, ob man nun in die weite Welt oder in das eigene Leben schaut. Ob man also - wie ich vor einigen Tagen - auf einem jüdischen Friedhof steht, dessen lange Reihe von Grabsteinen 1942 abbricht, so dass der Todesschatten von Auschwitz über diesem Friedhof liegt, oder ob man, - wie ich einige Tage zuvor tat- , am Grabe eines jungen Mannes steht, der am Beginn seines Lebens durch eine heimtückische Krankheit Frau und Kindern entrissen wurde.

In diesen Erfahrungen spricht sich unser aller Frage nach dem Sinn des Leidens und des Todes aus, die in der Zeit J. S. Bachs die Menschen massiv überfiel.

Auf den Wahnwitz, dem manche heute frönen, man müsse das Leid abschaffen, kam seine Zeit noch nicht. Ihre Philosophen meinten, Gott gegenüber seinen menschlichen Richtern in Schutz nehmen zu müssen: Er habe die beste aller möglichen Welten geschaffen.

J. S. Bach bleibt mit allen Frommen seiner Zeit dabei, dass die Frage nach unserem Leiden seine Antwort allein im Kreuz Christi findet, also in dem, was der Chor singen wird:
Begleitet den König in Lieben und Leiden.

Diese Antwort ist keine Antwort des Denkens: eine theoretische Antwort auf eine theoretische Frage. Es ist eine Antwort des Lebens: eine Antwort der Betroffenheit.

Kreuz und Leiden Jesu Christi wollen nicht den Sinn dieses oder jenes Leidens, unseres Leidens, allen Leidens enthüllen. Auch das „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ bleibt ja ohne Antwort. Und wir Menschen, deren Wissen Stückwerk ist, sollten nicht erkennen wollen, wo wir nur ins Dunkle schauen.

Aber diese leidvolle Klage der Verlassenheit ist die Klage im Angesicht Gottes:
Mein Gott, mein Gott Jesus hält sich im Leiden an den Gott, der ihn dem Tode ausliefert.

So geht der Christ im Angesicht des gekreuzigten Christus mit seinem Leiden und dem Leiden der Welt um. Sein „Warum“ wird ihm nicht beantwortet, aber er hört und lässt sich sagen, dass Gott nicht von ferne das Leiden der Menschenkinder betrachtet und sein Gericht verhängt, sondern dass er selbst in Leid und Tod eingeht, dass er sich, Mensch unter Menschen, an die Seite der Menschen stellt und das Gericht des Leidens mit ihm trägt, so dass wir es mit ihm tragen können.

Jesus musste sein Leiden tragen. Niemand nahm es ihm ab. Auch wer ihm nachfolgt, muss sein Leiden tragen und er muss die Frage nach dem Sinn des Leidens ertragen, auch wenn sie ohne Antwort bleibt. Nachfolge heißt nicht, sein Leiden und sein Leiden am Leiden loszuwerden, sondern sein Leiden in der Gemeinschaft mit dem leidenden Christus zu tragen und in dieser Gemeinschaft tragen zu können. Denn in dieser Nachfolge leiden heißt, Leiden nicht als Verstoßung vom Angesicht Gottes zu erfahren, sondern als Angenommen-Sein. Auch in diesem Sinne gelten die Worte des Schlusschores:
Er gehet voran und öffnet die Bahn.

Auch wer Leiden als Gericht erfährt – und wer dürfte sich von Gottes Gericht freisprechen – sieht Gott, der in Christus an unsere Seite tritt, in diesem Gericht auf seiner Seite stehen und nicht gegen sich.

Unser Wissen bleibt Stückwerk, wo immer wir nach dem Sinn des Leidens fragen, das uns und überhaupt in dieser Welt begegnet. Aber im Angesicht des Gekreuzigten dürfen wir vertrauensvoll leiden.

Alles Leiden ist im Leiden des Gekreuzigten eingeschlossen.

Es schließt vom Weg des Lebens nicht aus, sondern hält den, der in die Nachfolge tritt, auf dem Weg des Lebens – so wie der Weg Jesu, der Weg des Kreuzes und der Passion, ein Weg des Lebens, der Weg nach Ostern war.

Niemand kann sich am Karfreitag vorbeidrücken. Aber jeder kann dem Ostermorgen entgegengehen.